

Zeitschrift: Lenzburger Neujahrsblätter
Band: 65 (1994)

Artikel: Ein Sprachwissenschaftler in Lenzburg
Autor: Seiler, Hansjakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-918016>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Sprachwissenschaftler in Lenzburg

von Hansjakob Seiler



Ein Mann im Pensionsalter überschreitet viermal am Tag die Aabachbrücke an der Sägestrasse und strebt dem Wisa-Gloria-Haus zu. Am Eingang und im vierten Stock steht auf einem Schild zu lesen: «Linguistische Forschungsstelle, Prof. Dr. Hansjakob Seiler». Was ist Linguistik? Was wird hier geforscht? Was treibt diesen Mann im Ruhestand noch zu solch ausdauernder Tätigkeit? Was hat die Gemeinschaft davon? Und weshalb die Forschungsstelle gerade in Lenzburg? Dies nur einige wenige der Fragen, die sich der eine oder andere Lenzburger vielleicht schon einmal gestellt hat.

Zunächst ein paar Angaben zur Person: Geboren in München – von Schweizer Eltern (der Vater, Zoologe, war dort Privatdozent, die Mutter Konzertsängerin) – erste Gymnasialjahre daselbst – Berufung des Vaters an die ETH und Übersiedlung der Familie in die Schweiz – Besuch der Kantonsschule Zürich – Maturität und Studium der Klassischen Philologie und der vergleichenden Indogermanischen Sprachwissenschaft an der Universität Zürich – Aktivdienst – Diplom für das höhere Lehramt in den alten Sprachen – Promotion – danach zur Weiterbildung drei Jahre in Paris, Beschäftigung mit verschiedenen (alten und neuen) Sprachen, auch mit Sprachtheorie – Sprung an die Universität Hamburg, dort Habilitation für vergleichende Sprachwissenschaft – dann als Rockefeller Foundation Fellow während zweier Jahre in den USA (Harvard University, University

of California Berkeley) – Erforschung einer bis dahin noch unbekanntes Indianersprache Südkaliforniens – seither immer wieder USA-Aufenthalte, teils zu weiterer «Feldforschung», teils als Gastprofessor und am Center for Advanced Study in Stanford – Heirat mit der Lenzburger Malerin Elisabeth Mey Seiler, die ihre Bilder ausser in der Schweiz an verschiedenen Orten in Deutschland und in den USA ausstellt – Ordinarius für Allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität Köln – während zwanzig Jahren Leiter eines grossen Forschungsprojektes über sprachliche Universalien und Sprachtypologie – verschiedene Ehrungen: Dr. h. c. der Universitäten Löwen und Paris (Sorbonne), ordentliches Mitglied der Nordrhein-Westfälischen Akademie der Wissenschaften in Düsseldorf, korrespondierendes Mitglied der Académie des Inscriptions et Belles Lettres am Institut de France in Paris und der Academia Europaea in London – nach seiner Emeritierung (Entpflichtung) in Köln 1986 Rückkehr mit seiner Frau in die Schweiz, nach Lenzburg.

Sprachwissenschaft in Lenzburg und Umgebung

Im Mai 1989 fand im Stapferhaus in Lenzburg ein internationales, interdisziplinäres Kolloquium über «Sprache und Denken – Variation und Invarianz in Linguistik und Nachbardisziplinen» statt. In dieser für den Laien vielleicht noch etwas rätselhaften Formulierung sind schon wesentliche Elemente der hier zu erläuternden Forschung enthalten. Die Organisation des Kolloquiums führte ich mit der Hilfe von Studenten aus Zürich und von Mitarbeitern des Kölner Projektes durch. Wichtig war, dass alle Vorträge von jungen Nachwuchswissenschaftlern aus der Schweiz und dem Ausland gehalten wurden, während die «gestandeneren Herren» als Monitoren oder als Diskussionsleiter fungierten. Wichtig war auch, dass junge Linguisten der verschiedenen Schweizer Universitäten dabei überhaupt erstmals miteinander in Kontakt kamen. Man stelle sich vor: nicht nur den Röstigraben zwischen Romands und Deutschschweizern, sondern überhaupt die starke Abkapselung zwischen den Fachvertretern an den verschiedenen Schweizer Universitäten. Hier wollte ich zur Verbesserung der Situation neben meinen eigenen Forschungen einen Beitrag leisten.

Es trat nun der Glücksfall ein, dass sich der damalige Erziehungsdirektor, Herr Dr. Arthur Schmid, sowie der Leiter der Abteilung Kulturpflege, Herr Dr. André-François Moosbrugger, für meine kombinierte Zielsetzung interessierten. So beschloss denn der Regierungsrat des Kantons Aargau, ein Forschungsprojekt «Programmgesteuertes Verhalten in Sprache und Denken» zu bewilligen und mit einem jährlichen Beitrag für Schreibearbeiten und das, was sonst notwendig ist, zu unterstützen. Es ist eine Freude, in dieser Weise einer Arbeit nachgehen zu können, die einen erfüllt und von der man denken kann, dass sie auch anderen etwas nützt.

Jost Winteler

Es wird nun vielleicht überraschen, dass in nächster Nähe zwei bedeutende Sprachforscher gewirkt haben, so wie es mich selber überrascht hat, dass deren Forschungsanliegen aufs engste mit meiner eigenen Thematik zusammenhängen.

Fragt man in Aarau nach Jost Winteler (1846–1929), so stösst man kaum auf irgendwelche Resonanz. Er lehrte von 1884 bis 1914 an der Kantonsschule die Fächer Geschichte, Latein und Griechisch und war «beim Volk» vor allem als Ornithologe «mit folkloristischer Patina» bekannt. Bekannt war auch, dass Albert Einstein, der 1895/96 an derselben Kantonsschule die Reifeprüfung nachholte, in Winteler's Haus eine familiäre Unterkunft gefunden hatte.¹ Die freundschaftliche Beziehung wurde später durch familiäre Bande vertieft, als 1910 ein Sohn Winteler's Einsteins einzige Schwester Maja heiratete. Winteler war aber nun in erster Linie Linguist. Ihm ist mit einer 1876 vorgelegten Dissertation über *Die Kerenzer Mundart des Kantons Glarus* eine Pionierleistung gelungen, die in Aarau und überhaupt in der Schweiz wohl kaum als solche erkannt wurde, im Ausland allerdings einige Anerkennung fand, bis sie, sei es durch bewusstes Verschweigen, sei es durch Unachtsamkeit, in Vergessenheit geriet. Es war den beiden grossen russischen Gelehrten Fürst Nikolaj Trubetzkoy und Roman Jakobson vorbehalten, die wahre Bedeutung dieser Leistung herausgestellt zu haben. Sie bestand darin, dass Winteler in der Beschreibung des Lautsystems dieser Mundart erstmals die sogenannte phonemische Methode anwandte, ca. 50 Jahre bevor sie sich dank den Arbeiten der eben genannten Gelehrten in der Linguistik durchsetzte. Der Unterschied zwischen der phonemischen und der bis dahin allein praktizierten phonetischen Methode besteht darin, dass angesichts der sehr vielfältigen und oft sehr feinen Lautunterschiede in einem Idiom ein Unterschied gemacht wird zwischen solchen, die durch die Qualität der jeweils benachbarten Laute beeinflusst oder bedingt sind, und solchen, die unabhängig von ihrer lautlichen Umgebung im Wort einen Bedeutungsunterschied signalisieren können. Ein Beispiel wäre der Unterschied zwischen dem ch-Laut in deutsch *ach* und dem in *ich*, phonetisch [x] und [x'], bedingt durch den vorangehenden dunklen bzw. hellen Vokal. In der Orthographie verwendet man ja auch ein und dasselbe Zeichen. Dagegen ist der Unterschied zwischen ch, d. h. /x/, und sch, d. h. /š/, phonemisch, da er, wie z. B. in *Buch* gegenüber *Busch*, für sich alleine einen Bedeutungsunterschied zwischen zwei Wörtern im Deutschen bewirken kann. Dies ist nun, im Kleinen vorgeführt, der Unterschied zwischen Variation und Invarianz, der in unserem

¹ Für Einzelheiten aus der sehr interessanten und sehr bewegenden Biographie Winteler's verweise ich auf die kompetente Würdigung von Elmar Holenstein in den *Schweizer Monatsheften*, 59. Jahr, Heft 3, März 1979, S. 221–233.

Lenzburger Kolloquium das Thema war und der mich auf allen Ebenen der Sprachanalyse beschäftigt. In unserem Beispiel sind der «ich-Laut» [x'] und der «ach-Laut» [x] die Varianten, und das Phonem /x/ = orthographisch ch ist die zugehörige Invariante. Es ist interessant, dass Einstein seine Studien zur Relativität anfänglich unter dem Titel «Invariantentheorie» publizieren wollte. Hat hier eine Beeinflussung von Einstein durch Winteler stattgefunden? (Vgl. Holenstein, a.a.O., S. 228.)

Renward Brandstetter (1860 – 1942)

Er wirkte als Sprach- und Literaturlehrer an der Kantonsschule Luzern – auch er also in einer seinem Wissen und Können nicht angemessenen Stellung. In einem Begleitwort zu seiner als Manuskript gedruckten Schrift über «Architektonische Sprachverwandtschaft in allen Erdteilen» schreibt er (S. 4): «In der Fremde, in allen Erdteilen fand ich für meine wissenschaftlichen Arbeiten herzliche Anerkennung... Mein Vaterland sah mich nicht – ich verschmähte es, mich vorzudrängen – es sah nicht, wie ich mich für seine Interessen anstrenge, nicht, wie ich allen Lockungen zum Trotz treu zu ihm hielt, nicht, was meine Kraft ihm hätte bedeuten können; es sah andere und zog sie zu sich heran, auch solche, die nichts für seine Sache getan. Allein dem Vaterlande darf man nicht zürnen, darum weihe ich *ihm* das Werk meiner heissesten Anstrengung, an dem ich mich schon seit zwei Jahrzehnten mühe.»²

Brandstetter war ein Spezialist der Sprachen Indonesiens, die er – ohne jemals in den betreffenden Regionen gewesen zu sein – bis zur Perfektion erlernte. Er gab in Luzern (Verlag der Buchhandlung E. Haag) eine Reihe von Schriften heraus, in denen er die indonesische Sprache nicht nur in ihren rein grammatischen Zügen, sondern bis in ihre abstraktesten Ausdrucksmöglichkeiten darstellte. Der merkwürdige Titel dieser Reihe, «Wir Menschen der indonesischen Erde», offenbart ein für einen Sprachforscher sehr bezeichnendes Phänomen: die Identifikation mit dem Gegenstand, d. h. hier mit der Sprache und mit den Menschen Indonesiens – über der aber, wie man aus obigem Zitat ersieht, die Zugehörigkeit zum eigenen Vaterland nie in Vergessenheit geraten ist. So beschreibt er in drei weiteren Abhandlungen über das Lehnwort 1. das Lehnwort in der Luzerner Mundart, 2. das Lehnwort in der bugischen Sprache und 3. die Lehnwörter, welche der Luzerner Mundart und der bugischen Sprache gemeinsam angehören.

Gemeint ist ein Werk mit dem Titel «Die Völker und die Sprachen der Schweiz von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart», das er zunächst in einer Reihe von Vorträgen vorstellte.

In der oben erwähnten Schrift über «Architektonische Sprachverwandtschaft» beobachtet er «in allen Weltteilen» die sprachliche Erscheinung, dass zwei oder mehr Idiome in ihrer Architektur – im Bau des Wortes, der Wendung, des Satzes – eine weitgehende Übereinstimmung aufweisen, während ihre meisten oder sogar ihre sämtlichen Vollwörter, Formwörter und Formantien in ihrem Lautbild völlig verschieden sind. Als Beispiel nimmt er den deutschen Satz «Er ist im Dorf», der im Rottinesischen (Indonesien) und im Ewe (West-Afrika) wiedergegeben wird durch «Er ist des Dorfes das Innere». Statt einer präpositionalen Wendung mit «in» haben wir hier eine substantivische mit «das Innere»; das Verbum «sein» ist transitiv; «das Innere» ist also direktes Objekt zu «sein»; der Genitiv steht vor dem Beziehungswort; das akkusativische und das genitivische Verhältnis wird übrigens nur durch das Mittel der Stellung ausgedrückt. Die Architektur ist also in beiden Sprachen völlig gleich, obwohl die Wörter für «das Innere» usw. völlig verschieden klingen. Es ist nun nicht denkbar, dass diese architektonische Verwandtschaft auf gemeinsamer Abkunft oder gegenseitiger Beeinflussung basiert. Und Brandstetter fährt fort: «Also ist der Zufall der Vater dieses Phänomens? Nein! Diese Erscheinung beruht darauf, dass die Seelen der Menschen aller Völker gleichen Wesens sind.» In dieser etwas romantisierenden Ausdrucksweise ist nichts anderes enthalten als die entscheidende Erkenntnis von sogenannten sprachlichen Universalien, d.h. Eigenschaften, die allen Sprachen gemeinsam sind. Dieses ist nun genau das Thema des von mir langjährig geleiteten Kölner Projektes über Sprachuniversalien, und man wird es mir hoffentlich nicht als Anmassung auslegen, wenn ich in Brandstetter einen Vorläufer gefunden zu haben glaube. Heute liegt von dem Kölner Projekt ein vielbändiges Werk mit dem Titel *Language Universals Series* (Verlag Gunter Narr, Tübingen) vor. Viele Beobachtungen von der oben beschriebenen Art anhand von Sprachen aller Erdteile sind hier zusammengetragen und im Rahmen einer übergreifenden Theorie systematisiert – etwas, was ein Einzelner nicht alleine leisten kann und was deshalb nur in einem Team von Spezialisten der verschiedenen Sprachfamilien möglich ist. – Damit kommen wir nun zu Erläuterungen meiner eigenen und meiner Mitarbeiter Forschungen.

Sprache

«Was ist Sprache?» – eine Frage, fast so schwierig wie: «Was ist Leben?» Die beiden Fragen haben sogar wahrscheinlich etwas miteinander zu tun. Warum ist es nun so schwierig, dem Phänomen Sprache beizukommen? Meine Antwort: Weil Sprache zumindest für den Durchschnittsmenschen etwas ist, zu dem er keine Distanz hat. Jedes normale Kind lernt sprechen – sozusagen spielend –, und von da an spricht man eben. Wo ist

hier das Problem? Wie können sich Sprachwissenschaftler, genannt Linguisten³, ihr ganzes Leben einer Sache widmen, die eigentlich problemlos ist? Natürlich gibt es da die Probleme des Fremdsprachenunterrichts und der Übersetzung; auch die Probleme der Sprachstörungen die zumindest eine Ahnung davon vermitteln könnten, dass Sprache und Sprachfähigkeit nichts Selbstverständliches sind. Aber für die der Erkenntnis so förderliche Distanz reicht das nicht aus.

Hier eine berühmte Antwort auf die eben erwähnte Frage «Was ist Sprache?». Wilhelm von Humboldt schrieb vor über 160 Jahren: «Die Sprache... ist kein Werk (griechisch *érgon*), sondern eine Tätigkeit (griechisch *enérgeia*)». Wir setzen hier gleich mit weiteren Fragen ein: «Eine Tätigkeit wozu?» Vom Zweck, von der Funktion her müssen wir das Phänomen Sprache verstehen, nicht als ein statisches Ding an sich. Es wird also zur Erreichung bestimmter Zwecke geistig etwas gemacht, und wir fragen jetzt noch genauer: was? wie? wozu?

Fremdsprache und Übersetzer

Nehmen wir uns dieses schon erwähnte Beispiel etwas genauer vor. Was wird gemacht, wenn wir übersetzen, was geht da vor? Es soll z. B. vom Deutschen ins Französische übersetzt werden.

Die landläufige Vorstellung ist etwa die: Man wählt die Wörter und Grammatikregeln der Zielsprache, also des Französischen, so, dass die Bedeutung sich mit der der Wörter und Regeln der Ausgangssprache, also des Deutschen, deckt. Das ist aber zu simpel und funktioniert auch nicht so, wie an dem einfachen Beispiel von deutsch *guten Morgen!* gezeigt werden kann: *gut* entspricht dem Französischen *bon* und *Morgen* dem Französischen *matin* – also: *bon matin*. Es heisst aber nicht so, sondern *bonjour!* Offenbar sind die Bedeutungen der Wörter *Morgen*, *matin* und *jour* nicht deckungsgleich, indem *jour* in der Grussformel – und das ist das Entscheidende – neben «Tag» auch die Bedeutung «Morgen» mitenthalten kann, während die Bedeutung von *matin* enger ist, d. h. sich nur auf den «Morgen» bezieht. Der Übersetzer geht also nicht direkt vom deutschen Wort zum französischen Wort, sondern nimmt den Weg über eine Vergleichsbasis, in der unter anderem festgelegt ist, dass es sich um eine Grussformel handelt. Es ist die Vergleichsbasis des «Gemeintem», des «Inhalts». Übersetzt werden nicht Wörter mit ihren Bedeutungen, sondern Inhalte, wie sie sich in ganzen Texten offenbaren. *Guten Morgen!* ist in dieser Hinsicht ein, wenn auch kleiner, Text. Es sind übrigens genau

Wir können davon ausgehen, dass «Linguist» und «Sprachwissenschaftler» – abgesehen von hier weniger interessierenden Nuancen – dasselbe meinen, nämlich einen, der sich wissenschaftlich mit *den* Sprachen (als Varianten) und mit *der* Sprache (als Invariante) beschäftigt. Auf dieses Verhältnis komme ich noch zurück.

dies die Schwierigkeiten, mit denen die sogenannte automatische Sprachübersetzung zu kämpfen hat. Sie sind trotz beachtlichen Fortschritten bis heute nicht gelöst.

Vertieft man die geschilderte Problematik noch weiter, z. B. durch Einbeziehung sogenannter «exotischer» Sprachen, so sieht man bald, dass auch das eben skizzierte Modell noch zu einfach ist. In der von mir aufgenommenen Sprache der Cahuilla-Indianer in Süd-Kalifornien würde die entsprechende Grussformel lauten: *mí-yach-wen*, wörtlich übersetzt: «Was ist der Fall?» – also eine Frage. Das ist nun schon sehr weit von deutsch *guten Morgen!* entfernt – und funktioniert doch genauso. Da muss man sich fragen: «Gibt es denn unbegrenzt verschiedene Möglichkeiten, wie ein und derselbe Inhalt in den Sprachen der Welt ausgedrückt werden kann?» Oder anders formuliert: «Wie lässt sich aus der Verschiedenheit der Sprachen die oben postulierte Vergleichsbasis rekonstruieren?» Dies ist die Problematik, die meine Mitarbeiter und mich seit vielen Jahren beschäftigt. Im folgenden soll an einem stark vereinfachten Beispielfall gezeigt werden, wie wir vorgehen.

Das Benennen

Das Benennen von Gegenständen, Eigenschaften, Vorgängen usw. ist zweifellos ein Problem, das in jeder Sprache gelöst werden muss. Hierfür gibt es nun eine ganze Reihe von Optionen, sowohl innerhalb ein und derselben Sprache als auch im Vergleich von verschiedenen Sprachen. Bleiben wir zunächst ruhig beim Deutschen. Das Deutsche ist reich an Zusammensetzungen. Manche Zusammensetzungen sind so «sprechend» – deskriptiv würde der Linguist sagen –, dass man aus den Bestandteilen einen Satz bilden kann, der den Gegenstand nach seinen Eigenschaften oder seiner Funktion beschreibt; also Benennen durch Beschreiben: *Geschirrspülmaschine* = «die Maschine spült das Geschirr», *Brot Schneidemaschine* = «mit der Maschine schneidet man das Brot», usw. Nicht alle deutschen Zusammensetzungen sind so stark deskriptiv. Man kann sie vielmehr nach dem Grad ihrer Deskriptivität ordnen. Das ergibt dann eine Abstufung – ein Kontinuum, würden wir sagen –, in der einen Richtung Zunahme, in der entgegengesetzten Richtung Abnahme der Deskriptivität:

Deskriptivität
nimmt ab
↓

Haustür
Flugzeug
Heidelbeere
Maulwurf
Weberknecht

↑
Deskriptivität
nimmt zu

Haustür umschrieben als «Tür des Hauses»: Das stimmt schon nicht ganz; denn nicht jede Tür des Hauses ist eine Haustür. Die Zusammensetzung ist also gegenüber der Umschreibung verengt, weniger deskriptiv. Für *Flugzeug* ist «Zeug zum Fliegen» wohl kaum eine angemessene Umschreibung: *Flug-* könnte darin wohl Verwendung bringen, aber *Zeug* nicht – also weniger deskriptiv als *Haustür*. *Heidelbeere* ist eine Beere; aber was ist *Heidel-*? Noch weniger deskriptiv. *Maulwurf* hat mit «Maul» überhaupt nichts zu tun; und nun die Preisfrage: Was ist ein *Weberknecht*? Ich musste selber im Wörterbuch nachsehen: Es ist eine Spinnenart. Hier spielt ein anderes Prinzip hinein, nämlich das der Metapher; aber die direkte Deskriptivität ist jedenfalls minimal.

Eine andere Option des Benennens im Deutschen ist die Ableitung, z. B. durch das Element *-er* bei Berufsbezeichnungen. Und hier könnte ich wieder ein solches Kontinuum aufstellen: *Lehrer* ist «einer, der lehrt», *Tänzer* ist «einer, der tanzt»; aber nicht jeder, der tanzt, ist ein Tänzer. *Schneider* ist nicht eigentlich «einer, der schneidet». Ja, und schliesslich *Arzt*: Das Wort ist nicht zusammengesetzt; hier können wir überhaupt nichts über allfällige Funktionen oder Eigenschaften entnehmen. Es ist ein reines Etikett.

Zusammenfassend können wir sagen: Im Deutschen bewegen sich die Möglichkeiten der Benennung zwischen maximaler Deskriptivität und Etikett – mit verschiedenen Optionen: Zusammensetzung, Ableitung. Zieht man nun andere Sprachen heran, so sieht man, dass es dort ähnlich ist. Allerdings stellt man fest, dass die einen Sprachen mehr dem etikettierenden Pol, die anderen mehr dem deskriptiven zuneigen.

Eine Sprache, die das deskriptive Prinzip auf fast allen Gebieten des Wortschatzes sehr stark ausgebaut hat, weit stärker als die deutsche, ist die schon erwähnte Indianersprache Cahuilla (über die im nächsten Abschnitt Näheres zu lesen sein wird). Hier nur ein Beispiel: Die Farbwörter *schwarz, weiss, rot, grün, blau, gelb* sind im Deutschen reine Etiketts. Nicht so im Cahuilla. «Blau» sieht z. B. so aus:

túk-va-š-nek-iš

túk- ist eine Verbalwurzel mit der Bedeutung «(Gebogenes) festmachen», *-va-* gibt an den «Ort, wo (etwas stattfindet)», *-š-* ist eine Art Artikel. *Túk-va-š* für sich alleine ist das Wort für «Himmel», vorgestellt als «der Ort, wo Gebogenes – nämlich die Sonne – festgemacht wird»; also soweit schon maximal deskriptiv. Nun geht es weiter: *-nek-*, wieder eine Verbalwurzel, heisst «näherkommen, sich annähern»; *-iš* bildet eine Art Partizip: «zu Ende bringend». Das Ganze nun: «blau» = «das, was den Prozess des Näherkommens an Himmel [wobei «Himmel» = «das, wo (Gebogenes)-

Festmachen ist»] zu Ende bringt oder gebracht hat». Ganz analog die übrigen Farbbezeichnungen. Man kann es zweifellos so sehen; und die Cahuillas haben es sicher so gesehen, als sie diese Bezeichnungen schufen.

Jede der beiden entgegengesetzten Verfahrensweisen – die deskriptive wie die etikettierende – hat ihre Vor- und Nachteile, wie man an diesem Beispielfall leicht einsehen kann: Beim deskriptiven Verfahren kann man aus relativ wenigen Bestandteilen immer neue Begriffe zusammenbauen bzw. aufbauen. Dadurch wird das Lexikon – oder, im Bild des Computers: die Speicherkapazität – entlastet, aber dafür das «Rechenwerk», d. h. die Satzbildung belastet, wenn solche Ungetüme darin verwendet werden sollen. Beim etikettierenden Verfahren ist es umgekehrt: Lexikon belastet, weil alle diese Etiketts dort aufgeführt werden müssen; dafür Satzbildung entlastet. Der Gegensatz spielt noch auf anderen Gebieten des Sprachgeschehens eine Rolle, z. B. bei den Sprachstörungen, wovon noch die Rede sein wird. Fazit: die Möglichkeiten des Benennens in den Sprachen der Welt sind nicht beliebig und unendlich verschieden, sondern bewegen sich zwischen den beiden genannten Extremen – womit wir eine Vergleichsbasis erarbeitet haben.

Indianersprachen

Hoffentlich ist aus dem Bisherigen schon deutlich geworden, dass die Beschäftigung mit sogenannten «exotischen» Sprachen, wie eben denjenigen der Indianer, nicht einem Spleen oder einer diffusen Romantik entspringt, sondern dass der Sinn darin liegt, die Bandbreite der Verschiedenheit von Sprachen, die Variationsbreite also, kennenzulernen, um letztlich etwas Gültiges über das Invariante, d. h. *die* Sprache, aussagen zu können.

Auf dem nordamerikanischen Kontinent werden noch ca. 180 verschiedene Indianersprachen gesprochen. Davon sind aber ein Viertel durch nur 12 oder weniger Sprecher vertreten. Das heisst, dass diese Sprachen in 20–30 Jahren nicht mehr existieren werden. Auf der ganzen Welt findet in unserer Zeit ein grosses Sprachsterben statt; aber nirgends ist die Situation so dramatisch wie in Nordamerika. Mit den Sprachen gehen natürlich auch noch andere kulturelle Werte verloren: Poesie, Mythen, Religionen, Rechtsnormen usw. Der Druck seitens des Englischen ist eben übermächtig. Angesichts dieser Situation haben wissenschaftliche Organisationen zu Rettungsaktionen aufgerufen. An der Universität von Kalifornien in Berkeley gibt es einen «Survey of California Indian Languages». Dieser heuerte mich während meines Rockefeller-Aufenthalts an mit dem Auftrag, eine dieser bedrohten und bis dahin noch nicht «beschriebenen» Sprachen «aufzunehmen» – das heisst: anhand der gehörten Lautunterschiede das Phonemsystem (vgl. oben unter *Winteler*) und eine Orthographie zu erarbeiten (da diese Sprachen ja nicht geschrieben werden); sodann die sprach-

lichen Äusserungen nach Wortteilen, Wörtern, Satzgliedern, Sätzen zu analysieren; und schliesslich eine Grammatik, ein Wörterbuch und einen Band Texte (Mythen, Erzählungen, Gespräche) in Umschrift und mit englischer Übersetzung vorzulegen. All dies liegt nun – nach wiederholten Aufhalten und Befragungen an Ort und Stelle und nach langjähriger, dornenvoller Arbeit vor: die Grammatik und das Wörterbuch im Verlag *Malki Museum Press* in Banning, Kalifornien; die Textsammlung im Verlag *Mouton & Co.*, Den Haag. So ist wenigstens einige Kenntnis von dieser Sprache und Kultur für spätere Zeiten bewahrt.

Als ich mit meiner Arbeit 1955 im Südosten von Los Angeles nahe der mexikanischen Grenze begann, gab es noch ca. 50–60 Indianer, die die Sprache beherrschten. Es gab noch Feste, Totenzeremonien, die eigene Religion wurde praktiziert – neben der katholischen –, lange Mythen-erzählungen, Märchen, humoristische Geschichten und vor allem Gesänge waren noch lebendig. Meine Haupt-Informantin war eine Frau, schätzungsweise 100 Jahre alt und noch ganz vom alten Schlag: kraftvoll, mit erstaunlichem Gedächtnis und Wissen. Sie war eine sog. monolingual, d. h. sie sprach kein Englisch und ausser ihrer Sprache nur ein paar Brocken Spanisch. Die Hauptarbeit bei diesen Befragungen liegt eigentlich in der jeweiligen Vorbereitung: Man muss sich die Fragen sorgfältig überlegen und sie so stellen, dass die Informantin das System dieser Sprache, also die Grammatik, erahnt, auch wenn sie, wie in diesem Falle, kaum eine Schulbildung genossen und nie etwas von grammatischen Kategorien gehört hat. Das ist bei Chona, so hiess sie, grossartig gelungen, und ich kann sagen, dass sie zuletzt eine richtige Linguistin war – so wie ich, wenn auch nicht voll bewusst.

Ich werde oft gefragt, ob denn diese Sprachen überhaupt eine Grammatik hätten. Natürlich haben sie eine – ohne das kann eine Sprache gar nicht funktionieren –, und dazu noch eine sehr differenzierte. Nur kann man nicht erwarten, dass sie so aussieht wie diejenige unserer westeuropäischen Sprachen. Universelle Eigenschaften gibt es aber auch in dieser Sprache (vgl. das oben unter *Brandstetter* Gesagte). Zur Sprache selbst: Sie heisst Cahuilla, und so werden auch die Indianer dieses Stammes heute bezeichnet. Sie selber nennen sich aber nicht so, sondern «Leute» oder «Menschen». Das Cahuilla gehört zur Familie der sogenannten Uto-Azte-kischen Sprachen. Es ist also mit dem klassischen und dem modernen Aztekisch in Mexiko verwandt. Andere bekannte Verwandte sind das Hopi in Arizona, das Shoshoni und Comanche in Nevada, bekannt aus Karl May.

Es gäbe noch viel zu erzählen über das schrittweise Hineintasten in ein bisher unbekanntes Sprachsystem, das dem Hineinpirschen in einen Urwald gleicht. Ich will hier nur noch auf den grossen Welterschöpfungsmy-

thos hinweisen, weil er für das Denken dieser Indianer besonders charakteristische Züge enthält.

Am Anfang ist nichts als Nacht. Blitze zucken hin und her, und daraus entsteht ein Ei. In ihm sind zwei Wesen, die nach einiger Zeit den Schalen entspringen. Kaum ist dies geschehen, fangen sie an darüber zu streiten, wer der ältere sei. Sie wachsen und holen sukzessive aus ihrem Inneren die Ingredienzien hervor, mit denen sie die Welt zu erschaffen gedenken – zunächst jeder einen Gesang. Es sind also zwei Schöpfer, und die ganze Schöpfungsgeschichte entfaltet sich als ein fortlaufender Dialog zwischen ihnen, die sich über die Gestalt und die Lebensbedingungen ihrer Geschöpfe nicht einigen können.

Aus dem Schöpfungsmythos der Cahuilla-Indianer

Originaltext:

45. ?áčema yáxqal hani ?áyax pe•mpísaniwen hemyúliy; pen ?í píva?ti pe•mpí•psaniwen háni ?áy pé?iy pe•mčútwen piš pe•mhátinwene pe•mpívawe. 46. péña piyk meytéhuyktem pe hát•piyáxe yal tá?, múkat. 47. ?í temayawet núkam ?ípika hemqálve peté•wqal peté•wqal púti ?í hé?ma? el ?í ?ípa? míyaxwen hé?ma? pen súpul hém?i ?ípika wíciw hém?i? ?ípika, hé?ma? wíciw, ?ípa hémpuš wén ?ípa ?úmum ?ípa?. 48. hé?ma ?úmum taxk^wetákiwen.

49. ?eléléma ?ét ?ekúlam kíle ?áčema yáxqale pé?, múkat. 50. kí?i yáxqal ?í ?íyaxwen hícemiviy pe•mhívinwen hícemivi kíle sílipi kí?i yáxqal. 51. há• yáxqal kí? pe?té•wqal ?í? né? nenúkam; hé?may ?axpe•méxanem pe kí? hícea pesílipi yáxqal. 52. ?í hémpuš wíw pen ?ípika hem?élaš?iypi míyaxwen ?ípika. 53. hém?i wíh pen ?ípika vukménipi míyaxwen yáxqal. 54. kí?i yáxqal taxat kí? pa?áyawqal; kíle ?áčema yáxqal tá?. 55. kíle ?áčema múkwenet kí? pemíyaxwenap yáxqal; kí? pemíyaxwen múkwenet taxháyinwenet yáxqal. 56. kíle ?áčema miš čem?íkluwe pe ?éxanuk ?ax?íyaxwenem yáxqal.

Englische Übersetzung:

45. Then they pulled out their pipes and their tobacco, and they lit the tobacco, and as they smoked they made light.

46. Múkat made some light so that they could see their creatures.

47. Then Témayawet looked at the creatures which were there, and saw with surprise that they had four arms and four legs and eyes all over.

48. Their fingers were joined together.

49. Múkat said, «Your creatures are bad, not at all good.»
50. «Their fingers are like that so that they can scoop up things and nothing will drip» [answered Těmayawet].
51. «Haven't you looked at my creatures?» [said Múkat]. «They do this with their hands [he cups his hand] and nothing drips.
52. They have [only] two eyes and can turn in every direction.
53. They have two legs and can turn around.»
54. «No,» said the other, dissatisfied: «I don't think they are right that way.»
55. «It's not right that sickness should exist,» said Těmayawet; «sickness and exhaustion should not exist.
56. It's not right. We like our creatures, so they ought to be free of sickness.»

In dem hier wiedergegebenen Abschnitt entsprechen sich die Nummern der Sätze im Original und in der englischen Übersetzung. Die Geschöpfe von Těmayawet haben vier Arme und vier Beine und Augen vorne und hinten. Die Geschöpfe von Múkat sind so, wie wir sie zu sehen gewohnt sind. Krankheit und Tod soll es nicht geben nach Těmayawet, wohl aber nach Múkat, der die Konsequenzen der Überfüllung des Lebensraums bedenkt. Da keine Einigung möglich ist, nimmt am Ende Těmayawet alle seine Geschöpfe und verschwindet mit ihnen in einem Erdloch, das heute noch gezeigt wird.

Was hier besonders charakteristisch für das Denken dieser Indianer ist: die Vorstellung, dass gegenüber dem Tatsächlichen und Realen der Erscheinungswelt alles auch noch etwas anders sein könnte – eine sehr beherzigenswerte Einsicht.

Anwendungen

Linguistik ist eine Grundlagenforschung und wird zunächst um ihrer selbst willen betrieben. Da aber Sprache ein derart zentrales Phänomen im Sein und in den gesamten geistigen Betätigungen des Menschen darstellt, ist es nicht verwunderlich, dass die Wissenschaft von der Sprache in eine ganze Reihe von Nachbarwissenschaften und Anwendungsgebieten ausstrahlt. Dies äussert sich in neuerer Zeit im Auftreten von immer mehr sog. «Bindestrichlinguistiken», d.h. Kombinationen von Linguistik mit Nachbarwissenschaften mit teilweise eigenen Zielsetzungen und Anwendungen.

Die Neuro-Linguistik beschäftigt sich unter anderem mit den pathologischen Erscheinungen der Sprachstörungen und des Sprachverlustes (Aphasie). Wer sich auf diesem Gebiet spezialisieren will, muss ausser der linguistischen Ausbildung auch eine Zeitlang in der neurologischen Abteilung einer Klinik gearbeitet haben. – Wir haben oben bei den Ausführungen über das Benennen gesehen, dass sich die Lösung dieses Problems zwischen den Polen «etikettierend» und «deskriptiv» bewegt. Es gibt nun, in grober Vereinfachung, zwei Haupttypen von Sprachstörungen, die an verschiedenen Stellen im Gehirn lokalisiert sind. Ist in der sogenannten sensorischen Aphasie die «etikettierende» Funktion gestört, so hat der Patient Schwierigkeiten, einen vorgezeigten Gegenstand ausserhalb des Kontextes zu benennen. Er kann sich aber bis zu einem gewissen Grad durch Heranziehen der «deskriptiven» Technik behelfen, indem er z. B. bei einem Bleistift «zum Schreiben» oder bei einem Kompass «Magnet weist nach Norden» äussert, d. h. also durch Verknüpfen von Elementen. Beim anderen Typus, dem sogenannten Agrammatismus, ist gerade dieses Verknüpfen, also das Beschreiben, gestört, während einzelne Wörter, insbesondere Substantive, bleiben. – Wie leicht einzusehen ist, muss man bei der therapeutischen Behandlung von Aphasien (z. B. infolge von Hirnverletzungen) nicht nur den physiologischen Schaden kennen, sondern auch wissen, wie die linguistischen «Programme» im Normalzustand funktionieren. Die oben skizzierte Grundlagenforschung – samt Einbeziehung «exotischer» Sprachen – findet also hier z. B. ihre Anwendung.

Die Psycho-Linguistik beschäftigt sich unter anderem mit Problemen des Mutterspracherwerbs, also der Kindersprache.

Die Sozio-Linguistik hat es mit sozial bedingten Sprachschichten und deren Phänomenen zu tun, also etwa mit Sprachvariation zwischen den Generationen oder bestimmten Berufsklassen.

Die Ethno-Linguistik verbindet Ethnologie mit Sprachforschung. Es ist, wie ich aus eigener Erfahrung weiss, besonders wichtig, dass ein Ethnologe die Sprache der untersuchten Völkerschaft versteht und dass umgekehrt der Linguist sich bei der Erforschung einer Sprache auch um Sitten und Gebräuche kümmert.

Die Computer-Linguistik setzt die elektronische Datenverarbeitung auf allen Ebenen der Sprachanalyse ein.

Unter der Bezeichnung «Angewandte Linguistik» werden bisweilen einige der vorgenannten Sparten zusammengefasst. In der Schweiz laufen unter dieser Bezeichnung vor allem Forschungen, die sich mit dem Kontakt zwischen den vier Sprachen beschäftigen. Hier gibt es enge Berührungen mit Problemen der Sprachenpolitik, des Fremdsprachenunterrichtes, des Verhältnisses zwischen Dialekt und Schriftsprache, der Mehrsprachigkeit usw.

Verbindungen

Die Schweiz ist, eben aufgrund ihrer Mehrsprachigkeit, an sich ein prädestiniertes Land für Sprachwissenschaft. Trotzdem fristete sie, zumindest in der hier dargestellten Form, bis in jüngere Zeit ein eher kümmerliches Dasein. Gepflegt wurden an den Universitäten die sogenannte Indogermanistik, d.h. die historische Vergleichung der indogermanischen Tochtersprachen – und die Dialektgeographie. Lehrstühle für Allgemeine Sprachwissenschaft wurden erst in jüngster Zeit geschaffen.

Die Folge davon war, dass viele Schweizer Linguisten ins Ausland gingen und dort wirkten. Unter den berühmtesten nenne ich nur: Ferdinand de Saussure (in Genf und Paris), Jakob Wackernagel (in Basel und Göttingen), Eduard Schwyzer (in Berlin), Anton Marty (in Prag). Oder es blieb der Ausweg des Gymnasiallehrerberufs, wofür wir in Jost Winteler und Renward Brandstetter Beispiele gesehen haben.

Heute hat sich die Situation doch stark geändert. Die Allgemeine Sprachwissenschaft in der Schweiz verstärkt ihre Aktivitäten und gewinnt an Ansehen. Ein Zeugnis dafür ist die im September 1993 unter dem Patronat der Schweizerischen Gesellschaft für Sprachwissenschaft in Sion – an dem neu gegründeten Institut Universitaire Kurt Bösch – durchgeführte Sommerakademie mit dem Titel «Linguistique et modèles cognitifs», an der zwei Amerikaner, zwei Franzosen, ein Deutscher und ich lehrten und die Zuhörerschaft aus Nachwuchswissenschaftlern der Linguistik sich rekrutierte.

Der Kanton Aargau, der keine eigene Hochschule besitzt, hat der Einrichtung der linguistischen Forschungsstelle in Lenzburg zugestimmt. Meine wissenschaftlichen Verbindungen sind nicht nur nach Deutschland, sondern sehr stark auch nach Frankreich einerseits und nach den USA andererseits orientiert. Ausserdem pflege ich regen Austausch mit Linguisten in Prag, in Moskau und in St. Petersburg. Da ich nun diese Verbindungen habe, betrachte ich es als eine meiner Aufgaben im Rahmen der Forschungsstelle, insbesondere jüngeren Wissenschaftlern solche Kontakte zu vermitteln – zu ihrem Nutzen und zum Nutzen der Linguistik in der Schweiz.